

Bert Hoppe

***Der Kampf gegen eine feindliche Vergangenheit
Königsberg/Kaliningrad als Erinnerungsort in der sowjetischen Nachkriegszeit***

Die Stadt Königsberg/Kaliningrad war nach 1945 ein eigentümlicher, zwiegespaltener Erinnerungsort. Für die Deutschen war es ein Ort ohne Gegenwart: Verborgен hinter einem doppelten Eisernen Vorhang bestand die ehemalige Hauptstadt Ostpreußens, die 1945 von der Sowjetunion annektiert worden war, nur noch in der Erinnerung der Deutschen und insbesondere natürlich der der Vertriebenen fort. Weil das gegenwärtige Kaliningrad so unerreichbar war, ließ sich über das ehemalige Königsberg um so besser fantasieren – die Stadt wurde eine Art deutsches Atlantis. Für die sowjetischen Neusiedler hingegen war Kaliningrad nach 1945 ein Ort ohne Vergangenheit: Die deutsche Geschichte der Stadt wurde tabuisiert und eine sowjetische Vergangenheit hatte sie noch nicht. Die neuen Bewohner der Stadt lebten daher gleichsam nur im Hier und Jetzt – der sowjetische Erinnerungsort Kaliningrad musste erst noch geschaffen werden.

Der Begriff „Erinnerungsort“ bezeichnet einen Aspekt des „kollektiven Gedächtnisses“, der *memoire collective*, die Maurice Halbwachs erstmals 1925 als heuristisches Modell vorgestellt hat. Das persönliche Erinnern, so beobachtete er, ist zu weiten Teilen durch das Milieu geprägt, in dem sich das Individuum bewegt¹: Das sozial-kulturelle Umfeld bildet den Rahmen und die Grenzen des Denkens des Individuums und schafft somit eine Basis, auf der sich ein Fundus miteinander kompatibler, gemeinsamer Erinnerungen etablieren können. Normen und Werte einer Gesellschaft bestimmen dabei wesentlich mit, wessen sich diese Gruppe erinnert, weil erst diese Normen und Werte festlegen, was als „wichtig“ wahrgenommen werden: Erst indem vergangene Ereignisse im Rückblick mit Bedeutung aufgeladen werden, werden sie zu kollektiven Erinnerungen.

In den „Erinnerungsorten“ kristallisiert sich das kollektive Gedächtnis. Die „Orte“ sind dabei nicht unbedingt wörtlich zu nehmen: Erinnerungsorte können – sie müssen aber nicht – reale Orte wie Denkmäler, Gebäude oder Landschaften (z.B. das Brandenburger Tor oder Stalingrad) sein. Denn Erinnerungsorte sind in erster Linie Fixpunkte in der Vergangenheit, die zu symbolischen Figuren gerinnen. Deshalb werden auch Symbole, Lieder oder Rituale (die Trikolore, die „Internationale“) zu Erinnerungsorten. Allen Erinnerungsorten ist gemein, dass sie vorrangig eine metaphysische Existenz besitzen: Sie sind ebenso veränderbar, wie sich die Erinnerung im Laufe der Zeit wandelt, weil sie in wandelbare gesellschaftliche, kulturelle und politische Traditionen und Kulturen eingebunden sind. Sie können in ihrer Bedeutung für die Gemeinschaft zu- oder abnehmen, sie können eine neue Bedeutung annehmen oder auch gänzlich wieder aus dem kollektiven Gedächtnis verschwinden oder verdrängt werden.

Von besonderer Bedeutung sind Erinnerungsorte auch für das *nation-building* im weitesten Sinne: Obwohl die Interpretation der Nation als reine Vorstellungsgemeinschaft überspitzt war², bleiben Erinnerungsorte für den Zusammenhalt dieser Großgruppen dennoch von zentraler Bedeutung, denn sie vermittelten die gemeinsamen Werte, die das Selbstverständnis einer Nation ausmachen. Wie wichtig derartige Werte sind, merkt man meist erst, wenn sie plötzlich fehlen. So empfand Boris Jelzin das Identitätsvakuum des postsowjetischen Russlands als so dringlich, dass er

¹ Maurice Halbwachs. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt/Main, 1985. S. 200. Jan Assmann. *Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München, 1999.

² Eine solche These vertrat: Benedict Anderson. *Die Erfindung der Nation, Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt/Main, 1996.

einen Wettbewerb ausrufen ließ, um die Grundlagen für ein neues russisches Nationalbewusstsein zu finden.

Freilich ist die Entstehung historischer Erinnerungsorte ein vielschichtiger Prozess. Zwar wurde häufig versucht, ihre Schaffung zu beeinflussen oder zu steuern, um ein Regime zu legitimieren. So manipulierte Stalin beispielsweise Grundzüge des Erinnerungsortes „Lenin“, um sich selbst als den Zeremonienmeister einer neuen Säkularreligion präsentieren und „abweichende“ Meinungen als Todsünde brandmarken zu können. Doch lassen sich Erinnerungsorte nicht einfach von oben oktroyieren: Um tatsächlich in das kollektive Gedächtnis eingehen zu können und identitätsstiftend zu wirken, müssen auch „künstlich geschaffene“ Erinnerungsorte auf Resonanz treffen.

Diese Vielschichtigkeit ist es, die Erinnerungsorte zu einem wichtigen Untersuchungsgegenstand für Historiker machen – vor allem für die Forscher, die sich mit der Geschichte der Sowjetunion befassen. Denn in den Erinnerungsorten wurde zwischen Herrschenden und Untertanen das Selbstverständnis der sowjetischen Bürger verhandelt; in ihnen spiegeln sich daher Erfolg und Misserfolg der kommunistischen Machthaber, die versuchten, mittels der Vergangenheitspolitik den Rückhalt des Regimes in der Bevölkerung zu stärken. Die mit den Erinnerungsorten verbundenen Diskurse sagen somit viel darüber aus, wie es den Machthabern gelang, ihr Deutungsmonopol in der sowjetischen Nachkriegsgesellschaft durchzusetzen.

Vor diesem Hintergrund wird auf den folgenden Seiten die Entwicklung des sowjetischen Erinnerungsortes Königsberg bzw Kaliningrad in den Jahren zwischen 1945 und 1970 analysiert. Diese Stadt ist vor allem deshalb besonders interessant, weil die kommunistische Partei hier lange Jahre vor dem Problem stand, wie sie angesichts der übermächtigsten materiellen Hinterlassenschaften aus deutscher Zeit eine eigene Erinnerungslandschaft schaffen konnte: Während der Erinnerungsort Königsberg architektonisch bis heute im Stadtbild deutlich sichtbar geblieben ist, fehlte es dem sowjetischen Erinnerungsort Kaliningrad bis in die 60er Jahre hinein an physischer Präsenz. Im Mittelpunkt dieses Aufsatzes sollen daher die Planung und Darstellung einer neuen *memoire collective* in visueller und architektonischer Form stehen – konkret also: der Prozess der Eingliederung der fremden urbanen Landschaft von Königsberg in die sowjetische Erinnerungskultur. Die Obrigkeit sah sich dabei gezwungen, einerseits Konzepte entwickeln, wie sich die überlieferte Stadtlandschaft umgestalten ließ, um sie den Vorgaben der Vergangenheitspolitik anzupassen, und sich andererseits zu den verbliebenen Zeugnissen der Zeit vor 1945 verhalten. Der Umgang mit der visuellen Erscheinung der Stadt war zwar nur *einer* von mehreren Kanälen, auf denen die Deutungen der sowjetischen Erinnerungskultur transportiert wurden – unter den besonderen Bedingungen in Kaliningrad war es jedoch der wichtigste und zudem derjenige, auf den sich alle anderen Kanäle (d.h. Exkursionen, Vorträge, Broschüren etc) aufbauen mussten.

Uns soll nun erstens interessieren, welche Konzepte die Schöpfer und Träger der sowjetischen Vergangenheitspolitik vertraten, welche mythologischen Bildern und historischen Narrative sie benutzten, welche Strategien der Eingliederung der Stadt in die eigene Erinnerungskultur sie verfolgten, und zweitens: wie durchsetzungsfähig sie sich damit gegenüber ihren Untertanen erwiesen und welche Faktoren über Erfolg oder Misserfolg der vorgegebenen Interpretation der Vergangenheit entschieden.

In diesem Zusammenhang ist allerdings zu beachten, dass die vermeintlich „feindliche Vergangenheit“ Kaliningrads im ersten Nachkriegsjahrzehnt zunächst hauptsächlich eine gedachte Konstruktion war, mit der den sowjetischen Neukömmlingen „historisch“ begründet werden sollte,

warum sie sich überhaupt in dieser ehemals östlichsten deutschen Großstadt niederlassen sollten. Eine im Wortsinne „feindliche“ Erinnerung konnte es nicht geben, weil den Neusiedlern spätestens nach der Aussiedlung der Deutschen im Jahre 1948 keine Gruppe mehr gegenüberstand, die selbst eine konkurrierende Erinnerungskultur am gleichen Ort bewahrte und mit diesem Ort verband. Auf diese Weise trat die paradoxe Situation ein, dass die „eigene“ und die „fremde“ Erinnerung von der gleichen Gruppe getragen werden sollte – nämlich den Sowjetmenschen. Der „Kampf“ gegen die „fremde“ Vergangenheit wurde somit von der Partei inszeniert, um auf diese Weise jegliche alternativen Identifikationsmöglichkeiten abzublocken, die ihren Führungsanspruch gefährdeten. Dieses dialektische Schattenboxen endete, als der Partei mit Beginn des politischen „Tauwetters“ reale Opponenten aus den Kreisen der lokalen Intelligenz entgegentraten, die tatsächlich eine Sichtweise auf die Vergangenheit der Region präsentierten, die sich von der parteioffiziellen Darstellung teils bewusst abhob und diese teils unterlief.

Der Endpunkt dieser Untersuchung mit dem Jahr 1970 ist gewählt worden, weil nach dem *rollback* der Breshnev-Ära in Kaliningrad im Prinzip gar nicht mehr von einer Vergangenheitspolitik gesprochen werden kann: In den nun folgenden Jahren bis 1991 lag nicht nur auf der deutschen Vorkriegsgeschichte der Stadt ein Tabu, sondern selbst auf weiten Teilen der sowjetischen Nachkriegsgeschichte. Bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion blieb Kaliningrad auf diese eine Stadt ohne Vergangenheit.

1. Die böse Stadt

In der stalinistischen Propaganda wurde die Zerstörung Königsbergs durch die Luftangriffe und Straßenkämpfe der Jahre 1944/45 als ein gerechtes Fegefeuer dargestellt, in dem die alte Stadt mitsamt ihrer verderblichen Vergangenheit verglüht war: Königsberg, dieses „Räubernest des deutschen Imperialismus“, sei von der Roten Armee „auf ewig liquidiert“ worden, jubelte die *Pravda* bereits am Tage nach der Kapitulation der deutschen Verteidiger und konstatierte, dass somit dem deutschen ‘Drang nach Osten’ für immer ein Riegel vorgeschoben worden sei.³ In einer Serie von Artikeln gab das Blatt in den folgenden Tagen die künftige Linie vor, wie die Vergangenheit der Stadt zu interpretieren sei: „Königsberg – das ist die Geschichte der Verbrechen Deutschlands. Während ihrer vielhundertjährigen Geschichte lebte die Stadt mit Kämpfen und Überfällen, ein anderes Leben war ihr nicht vergönnt. [...] hinter den dicken Mauern von Kriegsschulen und Auditorien wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt Kriege und Raubzüge vorbereitet.“⁴ In der sowjetischen Propaganda wurde die Stadt auf diese Weise zur Heimstatt des Übels stilisiert; daher durfte der Hinweis nicht fehlen, dass die „preußischen Kurfürsten“ nicht „in ihrer Hauptstadt Berlin, sondern ausgerechnet in Königsberg“ gekrönt worden seien.⁵

Zwar reiht sich diese Form der Charakterisierung Königsbergs beinahe nahtlos in die damals nicht nur in der Sowjetunion üblichen Formen der Kriegspropaganda ein, doch im Unterschied zu vergleichbaren Fällen⁶ hörte sie mit dem Mai 1945 nicht auf, sondern begann im Grunde erst: Die Stigmatisierung Königsbergs als ‘böse Stadt’ gehörte auch dann noch zu den Allgemeinplätzen der sowjetischen Propaganda, als es längst nicht mehr darum ging, die sowjetischen Soldaten für den

³ A. Ivanov. Königsberg, *Spravka* // *Pravda*. 1945, 11. April.

⁴ V. Velichko. Padenie Königsberga // *Pravda*. 1945, 13. April.

⁵ *Kaliningradskaja Oblast’* // *Kaliningradskaja Pravda*. 1948, 17. November.

⁶ Beispiele zur Behandlung Berlins in der Presse der Siegermächte finden sich in: Reinhard Rürup. (Hg.). *Berlin 1945*. Berlin, 1995. S. 59f.

Kampf gegen die deutsche Wehrmacht zu mobilisieren. Der sowjetische Erinnerungsort Königsberg hatte kaum noch Verbindungen zur realen Geschichte der Stadt. Vielmehr wurde der Diskurs von Königsberg als Ausgangspunkt des deutschen 'Dranges nach Osten' vorrangig dazu genutzt, um die Annexion dieser Stadt durch die Sowjetunion zu rechtfertigen. In diesem Zusammenhang bemühten sich sowjetische Veröffentlichungen um eine Anknüpfung an Stalins Diktum des „historisch gesehen slawischen Bodens“, den Ostpreußen darstelle⁷: „Das Territorium Ostpreußens – urslawische Erde, die sich jahrhundertlang in Gefangenschaft befand – ist zu seinen wahren Herren zurückgekehrt,“ begeisterte sich der Leiter der Gebietsverwaltung für Architektur, Dimitrij Tjan, im November 1947 in einem Artikel der *Kaliningradszkaja Pravda*.⁸ Die roten Fahnen, die nun in den annektierten Städten des ehemaligen Ostpreußens entrollt würden, so wurde an gleicher Stelle ein Jahr später betont, seien ein Symbol für den „Sieg der historische Gerechtigkeit.“⁹

Die Obrigkeit beschäftigte sich auch deshalb zunächst so eingehend damit, wie sich die Annexion des Gebietes legitimieren ließ, weil unter den Neusiedlern ein „besonders großes Interesse“ an den Verhältnissen im Vorkriegs-Ostpreußen bestand, wie die Lektorengruppe des Kaliningrader Obkom schon 1947 feststellte.¹⁰ Aus diesem Grunde wurde eine Art „Kurzen Lehrgang“ der Geschichte Ostpreußens entworfen, der bis zum Zerfall der Sowjetunion maßgeblich blieb und in dem die gesamte Vorkriegsvergangenheit Ostpreußens kurzerhand zu einer langen Periode der Besatzungszeit erklärte, die mit der Eroberung durch den Deutschen Orden im 13. Jahrhundert begonnen habe und lediglich während des Siebenjährigen Krieges für einige Jahre unterbrochen worden sei. Insbesondere die damalige Inkorporation Ostpreußens in das Zarenreich während der Jahre 1758-1762 wurde dabei genutzt, um zu belegen, dass die Region bereits vor 1945 eng mit Russland verbunden gewesen war. Diese Sichtweise wurde der Bevölkerung nicht nur in Zeitungsartikeln, sondern vor allem auch durch Sendungen des Kaliningrader Rundfunks nahegebracht, um auf diese Weise ein möglichst breites Publikum zu erreichen.¹¹

Jedoch dauerte diese Phase der intensiven Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte nicht lange an: Nach der Periode der Verdammung der deutschen Geschichte Königsbergs und Ostpreußens kam schon bald die Periode ihrer fast völligen Ausblendung: Ende der 40er Jahre erschien es der Zensurbehörde Glavlit nicht mehr zulässig, überhaupt noch auf die deutsche Geschichte des Gebietes zu verweisen, wenn dies nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Eroberung Ostpreußens durch die Rote Armee im Jahre 1945 stand. Nun sollten nicht einmal mehr Formulierungen wie „von den Deutschen zurückeroberte Erde“ benutzt werden. Dementsprechend spielte die Vorkriegsgeschichte in den Vorträgen des *Oblastnogo lektorskogo bjuro* in den Jahren bis zu Stalins Tod kaum noch eine Rolle: Nur etwa 2% aller Vorträge beschäftigten sich in dieser Zeit überhaupt mit Themen der Regionalgeschichte – und auch hier standen die „ostpreußische

⁷ Diesen Gedanken äusserte Stalin erstmals bereits im Luftschutzkeller des Kremls am 21.9.1941: „Wenn wir siegen, geben wir Ostpreußen dem Slawentum, dem es schließlich gehört, zurück. Wir werden es mit Slawen besiedeln.“ Zitiert nach: Bernhard Bayerlein. (Hg.). Georgi Dimitroff, Tagebücher 1933-1943. Berlin, 2000. Bd. 1. S. 424.

⁸ Dimitrij Tjan. Sovetskij gorod Kaliningrad // *Kaliningradszkaja Pravda*. 1947, 7. November. Ähnlich z.B.: V. V. Sherbakov. *Stalinskaja Programma khozajstvennaja i kulturnogo stroitel'sva Kaliningradskoj oblasti*. Kaliningrad, 1947.

⁹ *Zapadnyj forpost nashej Rodiny* // *Kaliningradszkaja Pravda*. 1948, 2. November.

¹⁰ *Otchet o rabote lektorskoj grupy obkoma za 1947 god*, zitiert nach: Jurij Kostjashov. *Izganie prusskogo dukha, Kak formirovalos' istoricheskoe soznanie naselenija Kaliningradskoj oblasti v poslevoennye gody* (Terra Baltica. t. 3). Kaliningrad, 2003. S. 32.

¹¹ Kostjashov. S. 32-36.

Operation“ der Roten Armee und die Erzählung von der „urslawischen Erde“ wieder im Vordergrund. Die historische Sektion der Kaliningrader *Obščestvo Znanie* bestand faktisch nur auf dem Papier; an den Schulen des Gebietes und selbst am Pädagogischen Institut von Kaliningrad wurde die Regionalgeschichte überhaupt nicht behandelt: Sämtlichen Bildungseinrichtungen des Kaliningrader Gebietes – das bereits 1946 gegründete Kraevčeskij Musej eingeschlossen – oblag vorrangig die Aufgabe, nach vorne zu schauen und die Erfolge beim Aufbau der Wirtschaft des Gebietes herauszustreichen.¹² Es ist bezeichnend, dass die erste Monografie, in der die Geschichte der Stadt vor 1945 thematisiert wurde (wenngleich weiterhin unter streng ideologischen Vorzeichen), erst Jahre nach Beginn des politischen „Tauwetters“ im Jahre 1959 erscheinen konnte – es war der schmale erste Stadtführer Kaliningrads.¹³ Von vereinzelt Artikeln in der *Kaliningradskaja Pravda* abgesehen, blieb die Vergangenheit des Gebietes in den Jahren bis dahin ein blinder Fleck: Die Besonderheit des neuen Gebietes sollte gerade ihre Geschichtslosigkeit werden.

Die materiellen Hinterlassenschaften der Vorkriegszeit, vor allem also die deutsche Architektur, ließen sich hingegen nicht einfach ausblenden, indem man sie von den Vortragslisten strich – sie gehörte zum Alltag der Neusiedler. Doch wurde sie mit den gleichen Maßstäben gemessen, wie die Vorkriegszeit selbst: So wie die deutsche Geschichte Königsbergs als Besatzungszeit gewertet wurde, so betrachtete die Obrigkeit auch die Bauten aus deutscher Zeit als unwillkommene Hinterlassenschaften eines Besatzungsregimes, die keinen eigenen Wert besäßen¹⁴ und zudem von geringer Qualität seien: „Wir sind verpflichtet, in einer neuen, sowjetischen Weise zu bauen, entsprechend den gewachsenen kulturellen Bedürfnissen unseres Volkes,“ hieß es dazu im Oktober 1947 in der *Kaliningradskaja Pravda*.¹⁵ Entscheidender noch als die vermeintlich minderwertige Qualität der deutschen Architektur war aus Sicht der sowjetischen Behörden allerdings deren symbolischer Gehalt. So meinte der 1948 berufene erste Chefarchitekt Kaliningrads, Dimitrij Navalikhin, die vielen Militärbauten hätten Königsberg einen „spezifischen Kasernenanblick“ verliehen: Die Stadt trage somit neben den für „privatkapitalistische Städte typischen“ negativen Merkmalen, sondern auch „die eigenartigen Züge der deutschen kriegs-militaristischen Stadt, die Ideen und Vorstellungen propagieren und bekräftigen, die der Menschheit verhasst sind.“¹⁶

Die Verwendung Königsbergs als Kulisse für sowjetische Kriegsfilm setzte die Interpretation in Bilder um: Die Stadt wurde in diesen Filmen als idealtypische deutsche, also in der Regel: als feindliche Stadt gezeichnet. Als einer der ersten Filme wurde 1948 „Das Treffen an der Elbe“ in Kaliningrad gedreht, in dem die Stadt das zwischen Amerikanern und Sowjets geteilte Torgau darstellt. Durch den Ort schleichen in dem Film untergetauchte Nazis und Spione, die sich in Ruinen verbergen und in gotischen Kirchen treffen. Diese Dämonisierung der deutschen

¹² Tam zhe. S. 36-41, 53-62.

¹³ S. Butovskaja. Kaliningrad, Illustrirovannyj očerok. Kaliningrad, 1959. Vgl. dazu: Eckhard Matthes. Verbotene Erinnerung, Die Wiederentdeckung der ostpreußischen Geschichte und regionales Bewusstsein im Gebiet Kaliningrad, 1945-2001 // Osteuropa, Zeitschrift für Gegenwartsfragen des Ostens. 2001. Bd. 51. S. 1350-1390.

¹⁴ Gosudarstvennyj Arkhiv Kaliningradskoj Oblasti (GAKO), F. 520. Otdel po delam stroitel'stva i arkhitektury Kaliningradskogo oblispolkoma. Op. 1. D. 12. Bericht des Leiters der Gebietsabteilung für Architektur, Dimitrij Tjan, Juni 1946. L.1-2.

¹⁵ N. Dychovichnaja, Stroit' po-novomu, po-sovetski // Kaliningradskaja Pravda. 1947, 9. Oktober.

¹⁶ Dimitrij Navalikhin. K voprosu rekonstrukcii centra goroda Kaliningrada /Avtoreferat dissertacija. Moskau, 1958. t. 1, S. 27, 33.

Architektur erreichte ihren Höhepunkt, als die neugotischen Bastionen der Königsberger Stadtbefestigung 1959 in den Film „Ein Menschenschicksal“ unter anderem als Gebäude des Vernichtungslagers Auschwitz auftauchten.

Auf diese Weise wurde den Bauten ein ideologischer Gehalt zugesprochen, der ihren Abriss als unausweichlich erscheinen ließ. Dementsprechend wurden auch die starken Zerstörungen der Stadt, deren Zentrum nach Berechnungen der sowjetischen Stadtverwaltung während des Krieges zu über 90% vernichtet worden war¹⁷, in den ersten Nachkriegsjahren offiziell als positive Folge des Krieges gewertet. Noch im Jahre 1951 wurde die Fahrt durch das in Trümmern liegende Stadtzentrum in einem literarischen Almanach mit folgenden, begeisterten Worten beschrieben: „Schaut, so ist sie, diese Stadt! Die Straßenbahn führt uns durch buckelige und enge Straßen des ehemaligen Königsberg. Ehemalig deshalb, weil Königsberg tatsächlich eine ehemalige Stadt ist. Sie existiert nicht. Kilometerweit öffnet sich ein unvergeßliches Ruinengemälde. Dort stehen, eng aneinander gedrückt, zerstörte leere Häuser, ohne Dächer und Abdeckungen. Sie sind mit Unkraut und Efeu überwuchert.“ Diese Stadt wiederaufzubauen, so fuhr der Autor fort, mache keinen Sinn. Praktischer sei es, ganz von vorne anzufangen.¹⁸ Ein solcher Gedanke war nicht neu: Schon fünf Jahre zuvor hatte die neuentstandenen sowjetischen Gebietsverwaltung im Juni 1946 die Idee vertreten, das Stadtzentrum dauerhaft zu verschieben. In einem internen Gutachten war damals gefordert worden, das ehemalige Stadtzentrum in seinem zerstörten Zustand zu belassen, „es als Denkmal des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg 1941-1945 über den deutschen Faschismus zu erhalten“ und daneben eine gänzlich neue Stadt zu errichten.¹⁹

In diesen Überlegungen, eine Mauer um das verwüstete Stadtzentrum zu ziehen und es von der übrigen Stadt abzuschotten, spiegelte sich aber nicht nur der Wille wieder, radikal mit der bisherigen Vergangenheit zu brechen, sondern auch die akute stalinistische Spionagephobie: „Wir leben auf feindlichem Territorium,“ wurden die Neusiedler in der Nachkriegszeit immer wieder gewarnt.²⁰ Die neuen Machthaber sahen sich als Bewohner einer belagerten Festung – um so mehr, als die in Kaliningrad verbliebenen deutschen Zivilisten („unsere offenen Feinde“²¹) bis zu ihrer weitgehenden Aussiedlung im Jahre 1948 noch die Mehrheit der Stadtbewohner stellten.²² Mit Erstaunen beobachteten diese, wie sich die Sowjets in Kaliningrad einigelten, indem sie – so die Beobachtung einer deutschen Zeitzeugin – binnen kurzer Zeit „eigenartige Holzzäune“ errichteten, die zuweilen ganze Straßenzüge für den allgemeinen Durchgang absperreten und an den Kreuzungen Wachtürme aufstellten.²³ Nach Kriegsende waren sogar die Pläne der Königsberger Kanalisation zusammen mit den Unterlagen über die Stadtbefestigung heimlich nach Moskau gebracht worden, damit sie nicht möglichen deutschen Partisanen für Angriffe auf die sowjetischen Truppen dienen

¹⁷ Siehe die Angaben bei: Navalikhin. t. 1. S. 35 – 37.

¹⁸ Na zapade – net bol'she vostochnoj prussii! // Kaliningrad. Literaturno – khudozhestvennij i obshchestvenno-politicheskij sbornik. Kaliningrad, 1951, S. 3 – 14, hier: S. 14.

¹⁹ GAKO. F. 520. Op. 1. D. 2. Dokladnaja Zapiska po voprosu vosstovavelnija i rekonstrukcii gor. Kenigsberga, Timokhin (Glavnij Arkhitektor Oblkomkhoz), Juni 1946. L. 1-2

²⁰ Zitiert nach: Kostjashov. S. 22.

²¹ So der Chef der städtischen Miliz im Dezember 1946, zitiert nach: Kostjashov. S. 23.

²² Jurij Kostjashov. Vyselenie nemcev Kaliningradskoj oblasti v poslevoennye gody // Voprosi Istorii. 1994. No. 6. S. 186-188; ders., Zaselenie Kaliningradskoj oblasti posle vtoroj mirovoj vojny // Gumanitarnaja nauka v Rossii. Sorosovskie laureaty, Istorija, archeologija, kul'turnaja antropologija i étnografija. 1996. t. 2. S. 82-88.

²³ Lucy Falk. Ich blieb in Königsberg, Tagebuchblätter aus dunklen Nachkriegsjahren. München, 1965. S. 118. Michael Wieck. Zeugnis vom Untergang Königsbergs, Ein „Geltungsjude“ berichtet. Heidelberg, 1988. S. 273.

konnte (erst nach 1991 wurde bekannt, dass sich die Dokumente seit 1945 im Moskauer Sonderarchiv befinden²⁴): Kaliningrad blieb in der Wahrnehmung der sowjetischen Machthaber vorerst eine Stadt, die ihre neuen Einwohner permanent bedrohte.

2. Eine virtuelle Vergangenheit

In dem Maße, in dem die Vorkriegsgeschichte Königsbergs tabuisiert und schließlich ausgeblendet wurde, bemühten sich die neuen Machthaber, in Kaliningrad in eine sowjetische Standardkultur einzubetten. Dazu gehörten nicht nur die bekannten bolschewistischen Feiertage, Paraden und Umzüge – auffällig große Bedeutung wurde auch der Umbenennungskampagne Ende der 40er Jahre beigemessen. Nach Auffassung der Vertreter des Ministeriums für Staatssicherheit gewährten schon die neuen Namen, dass sich das Kaliningrader Gebiet zu einem starken Vorposten zur Verteidigung der Sowjetunion entwickle, weil sie die Identität der Neusiedler stärkten.²⁵ Die dann vergebenen Namen führten allerdings zunächst einmal mehr vor Augen, wie fremd sich die neuen Bewohner des Gebietes dort noch fühlten: Denn wenn sie selber Vorschläge für Umbenennungen machen konnten, benannten sie Straßen, Dörfer und Kolchosen häufig nach ihrer jeweiligen Herkunftsregion.²⁶ Die ersten sowjetischen Erinnerungsorte verwiesen somit in die Ferne, anstatt zur Einwurzelung beizutragen.

Die Planungen zum Wiederaufbau der Stadt waren jedoch als das wichtigste Instrument gedacht, um die Identifikation der Neusiedler mit der neuen Heimat zu stärken. So forderte eine Bauingenieurin im Juli 1947 in der *Kaliningradskaja Pravda*, Kaliningrad müsse „im Geiste der sowjetischen Ideologie“ wiederaufgebaut werden, um auf diese Weise den „preußischen Geist der Stadt auszumerzen.“²⁷ In den folgenden Jahren überboten sich die Planer in Projekten für den Wiederaufbau der Stadt, die „die Macht unseres großen Staates und die russische Gastfreundlichkeit ausdrücken“ sollten²⁸, gleichzeitig aber „nicht nur für sowjetische Menschen und ihre Freunde, sondern auch für die Gegner“ der Sowjetunion eindrucksvoll sein sollten.²⁹ Jedes neue Projekt wurde zu einem Baustein der sowjetischen Zukunftsverheissung: „Die aus Jahrhunderte langer Gefangenschaft befreite Erde muss in prachtvoller Farbe erblühen und als ihre Verschönerung dient die westlichste Stadt des Sowjetlandes, Kaliningrad. Großartiges Glück und große Ehre fiel denjenigen anheim, die begonnen haben, die neue sowjetische Stadt zu bauen.“³⁰

Chefarchitekt Navalikhin schlug schließlich vor, Kaliningrad in ein für Massenaufmärsche geeignetes, verkleinertes Abbild der sowjetischen Hauptstadt umzuformen. Mit großer Geste entwarf er seit Ende der 40er Jahre ein Panorama des zukünftigen Kaliningrad, in dem die Grundstruktur des Moskauer Generalplanes von 1937 wiederzufinden war: Auf ein zentrales Haus der Sowjets von ca. 120 Metern Höhe sollten demnach sternförmig breite Prospekte zulaufen, an

²⁴ A. P. Ovsjanov. Kenigsberg-Kaliningrad v dokumentakh zakrytykh fondov archiva // Kaliningradskie Arkhivy. 1998. Vypusk 1. S. 34-36.

²⁵ Kostjashov. S. 62f.

²⁶ I. E. Krivorucka. Kampanija pereimenovanij 1946-1947 godov // Kaliningradskie Arkhivy. 1998. Vypusk 1. S. 90-106. Ähnlich Schlesien nach 1945: Gregor Thum. Die fremde Stadt, Breslau 1945. Berlin, 2003.

²⁷ N. Dychovichnaja. Neotlozhnie voprosy vosstanovlenii i planirovki Kaliningrada // Kaliningradskaja Pravda. 1947, 30. Juli.

²⁸ Dimitrij Tjan. Sovetskij gorod Kaliningrad // Kaliningradskaja Pravda. 1947. 7. November.

²⁹ GAKO, F. 520. Op. 1. D. 8. Ja. A. Kornfel'd. Zakljuchenie po detal'nomu proektu zastrojki Stalinigradskogo prospekta v g. Kaliningrade, 2.12.1949. L. 13 – 16.

³⁰ Tjan. Sovetskij gorod Kaliningrad.

den Kreuzungspunkten mit den Ringstraßen waren weitere Hochhäuser nach dem Vorbild der damals aktuellen Moskauer Projekte vorgesehen.³¹

Zwar bildete der Moskauer Generalplan in fast allen fast allen zerstörten sowjetischen Städten die Leitlinie für den Wiederaufbau³², doch das Projekt Navalikhins zeichnete sich dadurch aus, dass es die lokalen Gegebenheiten fast völlig ignorierte. Während die Moskauer Architekturverwaltung Ende der 40er Jahre verlangt hatte, bei den Planungen die historischen und geografischen Besonderheiten des Ortes zu berücksichtigen, um das Heimatgefühl der Einwohner zu stärken³³, sollte in Kaliningrad ausdrücklich die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen werden: In den Augen der neuen Machthaber musste der Ort jegliche Züge von Einzigartigkeit verlieren, um als durchschnittliche sowjetische Stadt angesehen und so von den neuen Bewohnern als „rodnoj gorod“ angenommen zu werden. In seinen Entwürfe präsentierte Navalikhin das entstehende Kaliningrad daher als Quintessenz der sowjetischen Stadtbaukunst. Die neu zu erbauende Stadt sollte als Hintergrundfolie dienen, auf der die Neusiedler ihre aus anderen Teilen des sowjetischen Imperiums mitgebrachten Erinnerungen einzeichnen konnten.

Innerhalb dieses Geflechtes der Verweise auf andere sowjetische Städte hob sich neben der Verbindung zu Moskau vor allem die zu Stalingrad ab, das sich mittlerweile selbst zu einem zentralen sowjetischen Erinnerungsort der Geschichte entwickelt hatte. Auch dieser Bezug wurde zunächst durch Umbenennungen hergestellt. Zum einen erhielt die Hauptstraße im Westen Kaliningrads (einem ehemaligen Vorort, der nun wegen der geringeren Kriegszerstörungen für lange Jahre zum Stadtzentrum avancierte) den Namen „Stalingrader Prospekt“, zum anderen sollte Kaliningrad nach Stalingrader Vorbild eine „Allee der Helden“ und eine „Allee der Tapferen“ erhalten. Auf diese Weise wurde Kaliningrad mit der Heldenstadt an der Wolga auf eine Stufe gestellt: War Stalingrad das Symbol der sowjetischen Abwehr und der beginnenden Niederlage der deutschen Invasoren, so war Kaliningrad – schon durch seine bloße Existenz – Symbol des vollendeten Sieges über die Deutschen. Auch der Wiederaufbau von Kaliningrad wurde immer wieder mit dem Wiederaufbau von Stalingrad in Verbindung gesetzt und als Schlussstein des Abwehrkampfes gegen die deutschen Invasoren gedeutet: Nach dem Kriegsende, so hieß es im April 1950 in der Kaliningradskaja Pravda über das kriegszerstörte Kaliningrad, „schien es, als könne diese raue und finstere, tote Stadt durch keine Anstrengung wieder zum Leben erweckt werden. Doch dieser Sache haben sich die sowjetischen Menschen angenommen. In dieser Zeit ist schon die Heldenstadt Stalingrad wiedergeboren worden. Und wir, die Teilnehmer ihrer Verteidigung [...] glauben fest daran, dass hier, auf dem urslawischen Boden, eine neue sowjetische Stadt entsteht.“³⁴

Der wiederholte Verweis auf den den Topos des „urslawischen Bodens“ zeigt jedoch, dass eine lediglich auf die Gegenwart bezogene sowjetische Standardkultur nicht genügte, um dem Identifikationsbedürfnis der Neusiedler zu genügen. Aus diesem Grunde arbeitete Navalikhin nicht nur detaillierte Projekte aus, die deutliche Ähnlichkeiten mit den *aktuellen* Projekten der Rekonstruktion Moskaus aufwiesen, sondern auch solche, die die mittelalterliche Bauten der russischen Hauptstadt zitierten. So sollte beispielsweise der in den 1920er Jahren errichtete

³¹ Navalikhin, K voprosu rekonstrukcii centra Kaliningrada, S. 175f. und 183 – 185.

³² Andrew Day. Building Socialism, The Politics of Soviet Cityscape in the Stalin-era / Ph.D. dissertation; Columbia-University, 1997

³³ Karl D. Qualls. Local-Outsider Negotiations in Postwar Sevastopol's Reconstruction, 1944-1953 // Donald J. Raleigh. (Ed.). Provincial Landscapes, Local Dimensions of Soviet Power, 1917-1953. Pittsburgh, 2001. S. 276-298.

³⁴ Vozrodim rodnoj gorod // Kaliningradskaja Pravda. 1950, 7. April.

Königsberger Nordbahnhof durch eine Kopie des Spaskaja-Turmes des Moskauer Kremls ergänzt werden. Mit diesem und ähnlichen weiteren Projekten wollte Navalikhin nicht nur die neue Rolle Kaliningrads als wehrhafter „Vorposten“ der Sowjetunion an der Ostsee in Bilder umsetzen – die Stadt sollte auf diese Weise zudem gedanklich weit in das Landesinnere versetzt und damit suggeriert werden, dass Kaliningrad schon zum vorpetrinischen Kern des russischen Reiches gehört hatte. Da Kaliningrad – wie Navalikhin selbst eingestand – „keine tiefen russischen Traditionen“ besaß³⁵, sollte ihr mit architektonischen Mitteln eine virtuelle russische Vergangenheit kreiert werden.

Freilich konnte man auch in Kaliningrad bald nicht der Erkenntnis ausweichen, dass derartige Projekte utopisch waren, weil sie mit den damals vorhandenen Ressourcen nicht realisiert werden konnten. Schon auf der ersten Versammlung der Kaliningrader Architekten im Herbst 1948 stellte ein Anwesender daher fest: „Die vollständige Änderung des «preußischen Gesichtes der Stadt», von der hier die Rede ist, ist eine kaum bemerkbare, unwirksame und zudem unmögliche Methode.“³⁶ Um die Stadt trotz der begrenzten Mittel „symbolisch und kompositorisch zu bereichern“ und sie „den sowjetischen Menschen nah und verständlich zu machen“, schlug Navalikhin deshalb vor, erstens wenigstens die Fassaden der wiederaufzubauenden Häuser im Stil des stalinistischen Klassizismus umzugestalten und zweitens zahlreiche Denkmäler zu errichten, um auf diese Weise „das neue russische, sozialistische Wesen der Stadt“ zum Ausdruck zu bringen: „Mit vergleichsweise kleinen und sparsamen Mitteln lässt sich ein neuer Klang der zentralen [architektonischen] Ensembles und damit auch der ganzen Stadt erlangen.“³⁷

Im Zuge dieser Maßnahme wurde Kaliningrad nun zum einen mit den Zeugnissen einer sowjetischen Standardkultur ausgestattet, wodurch sich der Lenin-Prospekt sich bis zum Ende der 50er Jahre zu einer Art bescheidener Triumphstraße wandelte, die vom Hauptbahnhof der Stadt im Süden des alten Stadtzentrums bis zum neuen Verwaltungszentrum in dessen Nordwesten erstreckte und an der entlang die Statuen Lenins, Stalins, und des Namenspatrons der Stadt, Kalinin, aufgestellt wurden. Zum anderen erhielt Kaliningrad eine Reihe von ortsspezifischen Denkmälern. Mit den Büsten der russischen Feldherren A. V. Suworow und M. I. Kutusow sollte eine Brücke in die Vergangenheit vor 1945 errichtet werden, um die These des „urslawischen Bodens“ zu untermauern. In der offiziellen Propaganda erschienen die zaristischen Generäle nun als Vorkämpfer für die „Befreiung“ des „urslawischen Bodens“ Ostpreußens, die im April 1945 schließlich von der Roten Armee vollbracht worden sei.³⁸

Während die zaristischen Generäle aber zusammen mit der Ausblendung der gesamten Vorkriegsgeschichte der Stadt zunehmend auf ein Nebengleis der Erinnerung abgeschoben wurden, dominierten die Gedenkstätten für die sowjetischen Gefallenen des Zweiten Weltkrieges die Erinnerungskultur Kaliningrads bald vollständig. Schon im September 1945 war auf einer Bastion der ehemaligen Stadtbefestigung von Königsberg ein erstes, monumentales Ehrenmal über dem Massengrab von 1200 bei den Kämpfen getöteten Soldaten der 11. Gardearmee errichtet worden.³⁹

³⁵ Navalikhin. K voprosu rekonstrukcii centra Kaliningrada. Bd. 1. S. 164.

³⁶ GAKO. F. 522. Upravlenie glavnogo arkhitekтора. Otdel po delam stroitel'stva i arkhitektury Kaliningradskogo gorispolkoma. Op. 1. D. 3. Protokoll der ersten Allgemeinen Versammlung der Architekten der Stadt Kaliningrad vom 8. September 1948. L. 2.

³⁷ Navalikhin. K voprosu rekonstrukcii centra goroda Kaliningrada. t. 1. S. 174-175.

³⁸ Suworov v Kenigsberge // Kaliningradskaja Pravda. 1950, 17. Mai.

³⁹ S. Budrys. Pergales Monumentas Kaliningrade. Vilnius, 1965.

Es wurde in den folgenden Jahren durch eine Reihe weiterer Ehrenmäler und Gedenktafeln ergänzt, die sich wie ein Netz über die Stadt legten und nun das Fundament der gelenkten Erinnerungskultur in Kaliningrad bildeten⁴⁰: In dem schon 1946 gegründeten Kraevcheskij Musej nahm beispielsweise die „Ostpreußische Operation“ der Roten Armee einen so breiten Raum ein, dass es in den ersten Jahren seines Bestehens auch als „Museum des Vaterländischen Krieges 1941-1945“ firmierte⁴¹ (bis 1991 kamen nur noch die Bereiche „Vorgeschichte“ und „Natur des Kaliningrader Gebietes“ hinzu und bis heute ist ein Panorama der Straßenkämpfe vom April 1945 das größte Exponat). Um die gewünschte Wirkung der Gedenkstätten sicherzustellen und ideologisch zu flankieren, bot das Museum Exkursionen zu den Orten der Kämpfe um Königsberg und den Gräbern der getöteten Sowjetsoldaten an.⁴² Auch die Stadtführungen für die ersten Touristen, die seit Anfang der sechziger Jahre das Gebiet besuchten,⁴³ orientierten sich im wesentlichen an diesen Denkmälern – was nicht zuletzt daran lag, daß ein großer Teil dieser Touristen Veteranen waren, die selbst an den Kämpfen um die Stadt teilgenommen hatten. Bei den Besuchen dieser Veteranen wurde jedoch darauf geachtet, daß diese nicht nur deren persönlichem Erinnerungsbedürfnis entgegenkamen, sondern auch einen identitätsstiftenden Mehrwert für die Stadt abwarfen. So zitierte die *Kaliningradskaja Pravda* im Juni 1967 eine angereiste Veteranin mit den Worten: „Von unseren Genossen sind hier viele umgekommen. Doch ihr Tod hat Ihrer wunderschönen Stadt das Leben gegeben. Dafür war es wert, zu kämpfen und zu siegen.“⁴⁴

Die Gedenkstätten für die Eroberung Königsberg wurden auch zum wichtigsten Bestandteil der Kaliningrader Festkultur: Jedesmal, wenn eine solche Anlage an die Öffentlichkeit übergeben oder eine Gedenktafel enthüllt wurde, zelebrierte die Partei große Feierlichkeiten, durch die der umgebende Stadtraum mit einer neuen Bedeutung aufgeladen, also gewissermaßen neu formatiert wurde: Auch wenn die äußerlich sichtbare Stadt die gleiche blieb, sollte sich ihr symbolischer Gehalt im Bewußtsein der Menschen doch fundamental ändern und zu einem sowjetischen Erinnerungsort werden. Als Beispiel für eine solche Zeremonie mag die Enthüllung der Gedenktafel am Kino „Pobeda“ dienen: Am 8. April 1952, dem Vorabend des siebten Jahrestages der Einnahme Königsbergs, wurde die Veranstaltung durch eine Rede des Parteisekretär des Stalingrader Rayons um 18 Uhr eröffnet. Nach der anschließenden Enthüllung der Gedenktafel traten mehrere Vorarbeiter des Waggonbauwerkes, der Werft und der Fischindustrie auf, um von ihren Erlebnissen bei der Eroberung der ehemaligen Hauptstadt Ostpreußens zu berichten – auf diese Weise wurden selbst die persönlichen Erinnerungen der Neusiedler in das offizielle Geschichtsbild eingeordnet und kontrolliert. Die Zeremonie, an der etwa 3 000 Menschen teilgenommen hatten, wurde schließlich mit dem Abspielen der sowjetischen Nationalhymne beendet.⁴⁵

⁴⁰ Kaliningrad, Spravochnik, Putevoditel' / Sost. A. P. Michailova. Kaliningrad, 1983. S. 239-240. und: Stranicy pamjati, 40-letiju Kaliningradskoj oblasti posvjeshchaetsja / Sost. É. M. Kolganova. Kaliningrad, 1986. S. 111-114.

⁴¹ GAKO. F. 289. Kaliningradskij (Kenigsbergskij) oblastnoj otdel kulturno-prosvetitel'noj raboty Op. 8. D. 27. Bericht der Stellvertretenden Leiterin der Gebietsverwaltung für kulturelle und aufklärende Arbeiten, A. Bondereva, vom November 1952. L. 17 – 21; Kostjashov. Izgnanie prusskogo dukha. S. 38.

⁴² GAKO. F. 289. Op. 8. D. 24. Bericht der Oberinspektorin der Denkmalschutzbehörde beim Ministerrat der RSFSR, A. Kopylova, (ohne Datum, Ende 1951). L. 1 – 10.

⁴³ Gorod vstrechaet gostej // Kaliningradskaja Pravda. 1963, 10. Juli.

⁴⁴ Kaliningrad glazami gostej // Kaliningradskaja Pravda. 1967, 21. Juni.

⁴⁵ GAKO. F. 289. Op. 8. D. 27. Bericht des Leiters der Gebietsabteilung für kulturelle und aufklärerische Arbeit beim Kaliningrader Gebietsexekutivkomitee, M. Kazarin, vom 14. April 1952. L. 4-5.

Besonders deutlich wird die Aufgabe der Gedenkstätten und Museen, an der Schaffung des sowjetischen Erinnerungsortes Kaliningrad mitzuwirken, wenn man sich vor Augen führt, zu welchen Anlässen Kränze niedergelegt und Sonderausstellungen über das Kriegsende in Region eröffnet wurden. Denn solche Veranstaltungen konzentrierten sich keinesfalls auf den Jahrestag der militärischen Einnahme Königsbergs. So wurden anlässlich der Feier des zehnten Jahrestages der *Gründung* des Kaliningrader Gebietes im Jahre 1956 auf Beschluss des Gebietsparteikomitees nicht die üblichen sowjetischen Festtagsaktivitäten mit Paraden, Demonstrationen usw. organisiert, sondern auch ein Feier am Denkmal der 1200 Gardisten veranstaltet, bei der Kränze niedergelegt und Reden gehalten wurden.⁴⁶ Weitere zehn Jahre später – am zwanzigsten Jahrestag der Gebietsgründung – eröffnete das Gebietsmuseum eine neue Sonderausstellung über die an der Erstürmung Königsbergs beteiligten Truppenteile.⁴⁷ Durch die so hergestellte unmittelbare Verbindung zwischen der Erstürmung der Stadt durch die Rote Armee, an die die Ehrenmäler und Gedenkstätten erinnern, und der Gründung des Kaliningrader Gebietes sollte ein sowjetischer Gründungsmythos erschaffen werden: Die Eroberung *und* Zerstörung der alten Stadt wurde zur Vorbedingung und Geburtsstunde des neuen Kaliningrad stilisiert, das sich nun wie ein Phönix aus der Asche erheben sollte.⁴⁸

3. Die Wende

Diesem Versuch, durch die Trias der Übernahme der sowjetischen Standardkultur, der Schaffung einer künstlichen altrussischen Vergangenheit und eines kriegerischen Gründungsmythos einen sowjetischen Erinnerungsort Kaliningrad zu schaffen, war allerdings nur wenig Erfolg beschieden. Dafür waren vor allem zwei Ursachen verantwortlich: Erstens die allgemeine Unsicherheit über die mittelfristige Zukunft der Region und zweitens die anhaltenden Misserfolge beim Wiederaufbau der Stadt.

Beschäftigen wir uns zunächst mit dem ersten Punkt. Viele Kaliningrader waren sich im ersten Nachkriegsjahrzehnt gar nicht sicher, ob das Gebiet überhaupt dauerhaft bei Russland bleiben würde und es somit nicht bloß eine Heimat auf Abruf bliebe: Nachdem eine Regierungskommission unter Andrej Kosygin Kaliningrad 1947 besucht hatte, hieß es in der Bevölkerung, der Ministerpräsident habe gesehen, dass die Stadt für den Wiederaufbau zusätzliche Mittel brauche, doch scheue er diese Investition, „weil mit der Zeit Kaliningrad wieder an die Deutschen fällt.“⁴⁹ Diese Unsicherheit über die Zukunft des Gebietes wurde durch die in der Nachkriegszeit weitverbreitete Furcht vor einem Krieg der Sowjetunion mit den Westmächten weiter geschürt. Immer wieder durchliefen Gerüchte die Region, ein Angriff der Westmächte stehe unmittelbar bevor und die Evakuierung der Kolchosen werde bereits vorbereitet.⁵⁰ Solche Gerüchte erzählte man sich in der ganzen Sowjetunion; sie waren eine Folge des Informationsvakuums und

⁴⁶ Centr khranenija i izuchenija dokumentov novejshej istorii Kaliningradskoj Oblasti (CKhIDNIKO). F. 1. Oblastnoj komitet VKP(b)/KPSS. Op. 18. D. 55. Brief des Parteichefs des Kaliningrader Gebietes, Vassili Chernishev, an das ZK der KPdSU vom 28. Dezember 1955. L. 59.

⁴⁷ GAKO F. 289. Op. 8. D. 1913. Brief des Stellvertretenden Vorsitzenden des Gebietsexekutivkomitees, Bogdanchikov, an die Politische Hauptverwaltung der Sowjetischen Armee vom 11. März 1966. L. 25.

⁴⁸ Dimitrij Navalichin, Na razvalinakh Kenigsberga postroim socialističeskij Kaliningrad // Kaliningradskaja Pravda. 1948, 15. Mai

⁴⁹ CKhIDNIKO. F.1 Op.1. D.58. Brief Sherbakov an das ZK der VKP(b) vom 6. Juli 1947. L. 3-4.

⁵⁰ Ibid. L. 3 – 4.

der ständigen Kriegspropaganda in den sowjetischen Medien.⁵¹ Doch im Kaliningrader Gebiet wirkte sich diese Kriegsfurcht besonders nachteilig aus, denn die meisten Neusiedler empfanden die Vorstellung, auf dem „westlichen Vorposten“⁵² der Sowjetunion zu leben, weniger als Auszeichnung, sondern vielmehr als Bedrohung. Dass Kaliningrad jetzt für immer sowjetisch sei⁵³, mochten viele russische Bewohner daher nicht glauben und dachten stattdessen darüber nach, wie sie das Gebiet im Kriegsfall am schnellsten wieder verlassen könnten. Wegen der Furcht vor einem neuen Krieg, so wurde eine Hauswirtin in einem Brief des Kaliningrader Obkom an das ZK in Moskau zitiert, „besteht kein Wille, sich hier auf Dauer einzurichten und irgendwie schaut du unwillkürlich immer nach Osten.“⁵⁴ Viele Neusiedler empfanden sich in den ersten Nachkriegsjahren sogar explizit als „Gäste“, wie ein Stimmungsbericht des Obkom vom November 1946 zu berichten wusste.⁵⁵ Vergeblich empörte sich die Parteileitung über kommunistische Funktionäre, die zwar in Kaliningrad arbeiteten, sich „im Geiste“ aber noch in ihren alten Herkunftsstädten befanden, wo sie teilweise noch unrechtmäßig Zweitwohnungen unterhielten. Es sei notwendig, so wurde im Januar 1950 auf der III. Kaliningrader Gebietspartei-Konferenz gefordert, entschieden mit diesen „Kofferlaunen“ aufzuräumen: „Wir sind in Kaliningrad keine Gäste. Wir sind hierher gekommen, um hier zu arbeiten und zu leben. Kaliningrad ist unsere Heimatstadt.“⁵⁶

Für viele Neusiedler blieb das ehemalige Ostpreußen jedoch eine persönliche Kriegsbeute Stalins, so dass es nach dem Tod des Diktators unter den Bewohnern des Gebietes teilweise zu Panikreaktionen kam und einige Kaliningrader es vorzogen, sicherheitshalber für mehrere Monate zu Verwandten in die innere Sowjetunion zu fahren, bis sich die Lage geklärt hatte.⁵⁷ Mit einem persönlichen Besuch in Kaliningrad am 30. April 1956 versuchte der neue Staats- und Parteichef, Nikita Khrushchev, die Bedenken der Einwohner zu zerstreuen, ihre Stadt könnte nach dem Tod Stalins wieder an Deutschland fallen: In einer Rede auf dem örtlichen Flughafen versicherte er, dass das Kaliningrader Gebiet „unser sowjetischer Boden ist und für ewig bleiben wird!“ Die Zuhörer hatten auf diese aus heutiger Sicht selbstverständlich erscheinende Aussage anscheinend sehnsüchtig gewartet und quittierten Khrushchevs Zusicherung mit „stürmischem Applaus.“⁵⁸

Allerdings hatte die Unsicherheit über die Zukunft des Gebietes selbst auf die Parteifunktionäre übergreifen: Schon im Mai 1947 beschwerte sich der zweite Sekretär des Kaliningrader Obkom P.A. Ivanov in einem Brief an Stalin, dass die Vertreter der Moskauer Ministerien das ehemalige Ostpreußen offensichtlich „als besetztes Gebiet“ betrachteten und dementsprechend ausplünderten, anstatt sich Gedanken zu machen, wie die Wirtschaft dieser Region wiederaufzubauen sei. Ivanov forderte, Kaliningrad müsse „unbedingt in die Gruppe der 15 Städte aufgenommen werden, die durch eine besondere Entscheidung der Regierung zum Wiederaufbau bestimmt worden sind“, da

⁵¹ Elena Zubkova. *Russia after the War, Hopes, Illusions, and Disappointments, 1945-1957*. New York, 1998. S. 83-84. und die Dokumente in: *Sovetskaja Zhizn'*, 1945-1953 / Sost. E. Ju. Zubkova, L. P. Kosheleva, G. A. Kuznecova, A. I. Minjuk, L. A. Rogovaja. Moskau, 2003. S. 611-638.

⁵² *Zapadnyj forpost nashej Rodiny* // *Kaliningradskaja Pravda*. 1948, 2. November.

⁵³ *Gorod menjaet oblik* // *Kaliningradskaja Pravda*. 1947, 13. Juni.

⁵⁴ CKhIDNIKO. F.1. Op.1. D.58. Brief Sherbakov an das ZK der VKP(b) vom 6. Juli 1947. L.3-4.

⁵⁵ Bericht über die Stimmung in neugegründeten Kolchosen des Kaliningrader Gebietes vom November 1946, zitiert nach: Kostjashov. S. 26.

⁵⁶ III. Kaliningradskaja gorodskaja partijnaja konferencija // *Kaliningradskaja Pravda*. 1950, 31. Januar.

⁵⁷ Erinnerung von Aleksandra I. Mitrofanova, in: Matthes. *Russen in Ostpreußen*. S. 377.

⁵⁸ *Énergia M. Kolganova. Puteshestvujte po Kaliningradskoj oblasti*. Kaliningrad, 1961. S. 13.

das ganze Stadtzentrum in Schutt und Asche gefallen sei.⁵⁹ Doch die Aufnahme Kaliningrads in das 15-Städte-Wiederaufbauprogramm stand in Moskau anscheinend nie zur Debatte: Dieses Programm war ausdrücklich für russische Städte bestimmt, die durch die deutschen Besatzer zerstört worden waren. Die Nichtberücksichtigung Kaliningrads zeigt, daß seine Interpretation als eine von deutscher „Besatzung“ befreite Stadt in der Sowjetunion noch nicht besonders tief verinnerlicht worden war.

Und damit wären wir bei der zweiten Ursache dafür, dass sich der Erinnerungsort Kaliningrad nicht durchsetzen konnte: das Scheitern des Wiederaufbaus der Stadt. Wie Ivanovs Brief zeigt, begann selbst die Führung des Kaliningrader Gebietes am Willen der Moskauer Regierung zu zweifeln, das ehemalige Ostpreußen wie versprochen in ein sowjetisches Musterland zu verwandeln.⁶⁰ Und auch sein Schreiben an Stalin änderte daran nicht viel, im Gegenteil: Anstatt in den Wiederaufbau der Stadt zu investieren, wurden die Zuweisungen des Moskauer für den Wiederaufbau von Kaliningrad im Vergleich zu den Aufwendungen für andere sowjetische Städte schon im Jahre 1950 überdurchschnittlich gekürzt.⁶¹ In dieses Bild passt, dass das ehemalige Königsberg im ersten Nachkriegsjahrzehnt häufig als Steinbruch betrachtet wurde, mit dessen Material vor allem Leningrad versorgt wurde. Fassungslos beobachtete man in Kaliningrad beispielsweise im Oktober 1952, wie nicht nur Ruinen, sondern sogar einige gut erhaltene Häuser abgerissen wurden, um Ziegelsteine zu gewinnen, die anschließend aus der Stadt abtransportiert wurden.⁶² Weil ausserdem auch die zwei einzigen Ziegeleien des Gebietes ausschließlich für den „Export“ in die Kerngebiete der Sowjetunion arbeiteten, so beschwerte sich der Ersten Sekretär des Kaliningrader Obkom, V.E. Chernishev, 1954 in Moskau, blieben für den Wiederaufbau im Gebiet selbst kaum Ressourcen übrig.⁶³ Doch alle Proteste halfen nichts: Noch 1964 beklagte sich der damalige Chefarchitekt Vladimir Khodakovskij, Kaliningrad sei die „einzige immer noch stark zerstörte Großstadt“ der Sowjetunion.⁶⁴

Beim Betrachten der zerstörten Gebäude stellten sich nun bei den wenigsten noch heroische Gefühle ein. So berichtete ein Deputierter des Stadtsowjets Ende 1958 in der *Kaliningradskaja Pravda*, die Menschen in seinem Wahlkreis wünschten, dass endlich die Schutthaufen und Ruinen aus Kriegstagen aus dem Stadtbild verschwinden. Auf wenig Begeisterung stöße bei den Einheimischen auch die Tatsache, dass Kaliningrad unter sowjetischen Regisseuren weiterhin eine beliebte Kulisse für Kriegsfilme sei: „Mögen die Moskauer und Minsker zu uns zu Filmaufnahmen kommen, so meinen die Arbeitenden, aber nicht, um in Kaliningrad «Frontlandschaften» zu suchen, sondern um die Schönheit unserer Gartenstadt zu rühmen.“⁶⁵ Die sowjetischen Behörden

⁵⁹ CKhIDNIKO. F. 1. Op. 1. D. 62. Brief des Ersten Sekretärs des Gebietskomitees der VKP(b), Jurij P. Ivanov, an Stalin vom 28. Mai 1947. L. 4 – 9. Über den erwähnten Erlass: I. Belov. Podnjatye iz ruin, Istorichskie ocherki vosstanovlenija i razvitiija starejšikh gorodov Rossii. Moskau, 1966. S. 116 – 118.

⁶⁰ So angekündigt in: Sherbakov. S. 5.

⁶¹ CKhIDNIKO. F. 1. Op. 6. D. 83. Brief des Parteichefs des Kaliningrader Gebietes, V. Sherbakov und des Vorsitzenden des Gebietsexekutivkomitees, A. Egorov, an das ZK VKP (b), vom 23. November 1950. L. 25 – 27.

⁶² O blagoustrojstve Kaliningrada // Kaliningradskaja Pravda 1952, 24. Oktober.

⁶³ CKhIDNIKO. F. 1. Op. 1. D. 71. Brief des Ersten Sekretärs des Kaliningrader Obkom, V.E. Chernishev, an den Ministerrat der UdSSR vom 29. September 1954. L. 46-47.

⁶⁴ Doklad glavnogo arhitekтора goroda Kaliningrada tov. Khodakovskij, V. V. // Materialy soveshchanija po proektirovaniju centra goroda Kaliningrada. Soveshchanie sostojalos' 26. – 27. Marta 1964 v g. Kaliningrade. Kaliningrad, 1964. S. 3.

⁶⁵ P. Ryzhenko. Pozhelanija rodnomu Kaliningradu // Kaliningradskaja Pravda. 1958, 30. Dezember. In den folgenden zehn Jahren wurden aber noch mindestens ein Dutzend Kriegsfilme vor der Kulisse von Kaliningrad gedreht. Zu den bekanntesten

im Gebiet waren sich darüber im Klaren, dass der zögerliche Wiederaufbau Kaliningrads das Ansehen des kommunistischen Regimes in bei der Bevölkerung schadete: „Der halbzerstörte Zustand des Zentrums der Stadt ruft bei den Arbeitern des Gebietes einen traurigen Eindruck hervor, er erinnert an die Jahre des Krieges,“ berichtete der Vorsitzende des Oblispolkom, Ja. Prushinskij, im August 1962 in einem Brief an den Ministerrat der RSFSR.⁶⁶ Wenn Prushinskij wenige Jahre später das Schloss als schädlich für die „Formierung der Weltanschauung der heranwachsenden Generation“ bezeichnete⁶⁷, dann lag dies daher vor allem daran, weil die Bauten aus deutscher Zeit auf das immer noch niedrige Lebensniveau im Kaliningrad der Nachkriegszeit verwiesen und daran erinnerten, dass die Stadt vor dem Krieg bessere Zeiten erlebt hatte.

Schon die „Zhdanovshina“, der Kampf des sowjetischen Regimes gegen den „Kosmopolitismus“ in der zweiten Hälfte der 40er Jahre, hatte in Kaliningrad deshalb eine ganz spezifische Ausrichtung: Damals galt es, die vor allem unter den jungen Neusiedlern verbreitete Begeisterung über die „komfortablen und gemütlichen deutschen Wohnungen“ zu unterdrücken, welche in den Aussenbezirken Kaliningrads den Krieg häufig unbeschadet überstanden hatten. Diese Begeisterung hatte mit einer reflektierten, alternativen Erinnerungskultur noch ebenso wenig zu tun, wie die Vorliebe einiger Neusiedler für deutsche Kunstdrucke, die sie in deutschen Wohnungen gefunden hatten und sich an die Wand hängten, weil sie einfach „schön“ seien.⁶⁸ Solche vorurteilslosen Vorlieben waren aber die Voraussetzung für die spätere Umbewertung der deutschen Vergangenheit und gefährdeten somit die Deutungshoheit der Partei, wonach das Lebensniveau und die Alltagskultur in Deutschland weit schlechter seien als in der Sowjetunion. Aus diesem Grunde sollte der sowjetischen Bevölkerung die Überlegenheit der sowjetischen Kultur eingebleut werden. Diese Aufgabe gestaltete sich in Kaliningrad allerdings schwierig: Denn wurden in der Nachkriegszeit schon die sogenannten „Repatriierten“ – also die aus deutscher Gefangenschaft zurückkehrenden ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter – von den Behörden mit Misstrauen betrachtet, weil sie für ihre Landsleute eine Quelle ungefilterter Information über das Leben jenseits der Grenzen der UdSSR darstellten⁶⁹, so lebten im Kaliningrader Gebiet nun sämtliche Neusiedler gleichsam im ehemaligen Ausland und hatten den Kontrast zwischen der offiziellen Propganda über die vermeintlich schlechten Lebensverhältnisse in den kapitalistischen Ländern Westeuropas und der Realität täglich vor Augen.⁷⁰

Intern gestanden die sowjetischen Machthabern selbst offen ein, dass sich Kaliningrad im Vergleich zum Königsberg der Vorkriegszeit in einem beklagenswerten Zustand befand: Wieviel Wohnraum in Königsberg vor dem Krieg bestanden hatte, auf wievielen Kilometern Straßenbahnlinien verkehrten oder wieviele Kinos es gab – all das hatte die neue Verwaltung schon

zählen: „Sudba chelaveka“ von S. Bondarchuk aus dem Jahr 1959, „Otec soldata von R. Chkheidse aus dem Jahr 1964 und „Vesna na Odere“ von L. Saakov aus dem Jahre 1967.

⁶⁶ GAKO. F. 297. Op. 8. D. 593. Kopie des Briefes des Vorsitzenden des Kaliningrader Gebietsexekutivkomitees, Ja. Prushinskij, an den Ministerrat der RSFSR, vom 10. August 1962. L. 158.

⁶⁷ GAKO F. 297. Op. 8. D. 1780. Kopie des Briefes Prushinskij an das Kulturministerium der RSFSR vom 6. November 1965. L. 19 – 21.

⁶⁸ Kostjashov, S. 62-72.

⁶⁹ Elena Zubkova. Poslevoennoe sovetskoe obshchestvo, Politika i povsednevnost', 1945-1953. Moskau, 2000. S. 37-40.

⁷⁰ Siehe die entsprechenden Berichte in: Matthes.

1948 in Erfahrung gebracht.⁷¹ Mit Blick auf die Vergleichsparameter der Vorkriegszeit seufzte im Jahre 1955 der damalige Chefarchitekt der Stadt, K. Khrustalev, in einer internen Versammlung der Kaliningrader Architekten, es werde noch viel Arbeit kosten, „um aus Kaliningrad eine schönere und bessere Stadt zu machen, als sie unter den Deutschen gewesen ist.“⁷² Während die Parteifunktionäre des Kaliningrader Gebietes in ihren offiziellen Äusserungen die Aufbauerfolge rühmten, bezogen auch sie sich in zahlreichen geheimen Schreiben an die Führung in Moskau explizit auf das deutsche Vorkriegsniveau, wenn sie beispielsweise darauf hinwiesen, dass Königsberg vor dem Krieg einen sechs mal höheren Wohnraumbestand gehabt habe, als das gegenwärtige Kaliningrad.⁷³

Auf diese Weise zeigt sich, wie das Scheitern des Wiederaufbaus den Blick auf die deutsche Vergangenheit Kaliningrads veränderte, wie der Erinnerungsort Königsberg einen Bedeutungswandel erfuhr: Im Laufe der 50er Jahre wandelte sich die ehemalige Hauptstadt Ostpreußens von einer „bösen Stadt“, die es zu vernichten galt, zur Messlatte für das sozialistische Kaliningrad. Doch erst mit Beginn des „Tauwetters“ nach Khrushchevs „Geheimrede“ auf dem XX. Parteitag im Jahre 1956 konnte diese Neubewertung, die sich schon lange unter der Oberfläche vollzogen hatte, auch offen thematisiert werden. 1957 sprach Khrustalev in der *Kaliningradskaja Pravda* erstmals offen aus, dass die Innenstadt des alten Königsberg vor dem Krieg mit „schönen, vielstöckigen“ Häusern bebaut gewesen sei, wohingegen das gegenwärtige Kaliningrad überhaupt kein Stadtzentrum habe.⁷⁴

Wie in dieser Zeit der Erinnerungsort Königsberg bzw. Ostpreußen seine negative Konnotation verlor, lässt sich besonders deutlich an den verschiedenen Listen der Denkmäler des Kaliningrader Gebietes ablesen, die zum Barometer des sich wandelnden Zeitgeistes wurden. Während die Listen von 1949 und 1950 vor allem Gedenkstätten für den Großen Vaterländischen Krieg umfassten⁷⁵, wurde in den folgenden Jahren eine bemerkenswerte Wende vollzogen: Als das Oblispolkom im Oktober 1957 eine neue Liste der Denkmäler des Kaliningrader Gebietes verabschiedete, waren von ihr fast alle Kriegsdenkmal verschwunden. Wie auf einer unsichtbaren Waage war die Bedeutung dieser Gedenkstätten abgesunken, während auf die Wertschätzung für die deutschen Denkmäler angestiegen war. In der Liste waren nun statt der sowjetischen Gedenkstätten alle Stadttore der Königsberger Stadtbefestigung, einige Kirchen und die Ruinen von Dom und Börse im unmittelbaren Stadtzentrum von Kaliningrad aufgeführt.⁷⁶ Als die *Kaliningradskaja Pravda* im Jahre

⁷¹ Bericht des Ersten Sekretärs des Gorkom von Kaliningrad, I. Matusov, an das ZK der VKP(b) vom Juni 1948, abgedruckt in: N. G. Makareva. Königsberg-Kaliningrad, Is fondov CKhIDNIKO // Kaliningradskie Arkhivy. 2001. Vypusk. 3. S. 204-226.

⁷² GAKO. F. 135. Kaliningradskaja otdelenie Sojuza Arkhitektorov SSSR. Op. 1. D. 19, Protokoll der allgemeinen Versammlung der Mitglieder der Kaliningrader Abteilung der Union der Architekten der Sowjetunion am 30. Juli 1955, L. 60.

⁷³ Beispiele dafür: GAKO. F. 297. Op. 8. D. 593. Brief des Gebietsexekutivkomitees an den Ministerrat der RSFSR vom 13. April 1956. L. 17; CKhIDNIKO. F. 1. Op. 32. D. 86. Brief des Ersten Sekretärs des Kaliningrader Obkom, F. Markov, und des Vorsitzenden des Oblispolkom, Z. Slajkovskij, an das ZK der KPdSU vom 8. April 1960. L. 6 – 8; GAKO. F. 522. Op. 1. D. 133. Brief des Vorsitzenden des Gorispolkom, N. Loshkarev, an Gosstroj RSFSR vom 1. Dezember 1964. L. 1-2.

⁷⁴ K. Khrustalev, Zastroim central'nye magistrali goroda // Kaliningradskaja Pravda. 1957, 2. Oktober.

⁷⁵ GAKO. F. 297. Op. 7. D. 263. L. 1 – 4. Liste der vom Oblispolkom anerkannten Denkmäler des Kaliningrader Gebietes vom November 1949. L. 1 – 4, und GAKO. F. 289. Op. 8. D. 18. Liste der vom Oblispolkom anerkannten Denkmäler des Kaliningrader Gebietes vom 24. Februar 1950. L. 1 – 5.

⁷⁶ GAKO. F. 68. Upravlenie kultury Kaliningradskogo oblispolkoma. Op. 2. D. 6. Liste der vom Oblispolkom anerkannten Denkmäler des Kaliningrader Gebietes vom 2. Oktober 1957. L. 17 – 23.

1959 die aktuelle Fassung der Liste geschützter Kulturdenkmälern des Gebietes veröffentlichte, ging man sogar noch einen Schritt weiter: Erstmals seit der Umbenennungskampagne der Jahre 1946/47 wurden die jeweiligen historischen deutschen Namen der Städte und Siedlungen veröffentlicht, in denen die geschützten Gebäude standen, zu denen nun auch mehrere Ordensburgen und mittelalterliche Kirchen gezählt wurden. Die aktuellen russischen Ortsbezeichnungen waren lediglich als Ergänzung in Klammern beigelegt worden⁷⁷ – die Orte erhielten mit ihren alten Namen auch ein Stück ihrer Vergangenheit zurück.

Während die deutschen Hinterlassenschaften und somit auch der Erinnerungsort Königsberg nun auch offiziell positiv bewertet wurden, wurden die Kriegsgedenkstätten – die Grundpfeiler des sowjetischen Erinnerungsortes Kaliningrad – zunehmend abgelehnt. Ihre allgemeine Verwahrlosung deutet daraufhin, dass sich die Ablehnung dieser von oben gelenkten Identifikationsangebote offensichtlich auf breite Bevölkerungsschichten erstreckte. So berichtete beispielsweise im April 1967 ein Teilnehmer der Erstürmung Königsbergs voller Empörung in einem Leserbrief an die Armeezeitung *Krasnaja Zvezda* über seinen Besuch in der Stadt: Unter den Ortsansässigen herrsche gegenüber den Denkmälern für den Krieg eine völlig Gleichgültigkeit, monierte er, die Anlagen seien meist völlig verschmutzt und auf dem Gelände einer Gedenkstätte sei sogar ein Gemüsegarten angelegt worden. In der Agitationsabteilung des Gorkom habe man ihm zugestimmt, daß „die Lage der Denkmäler und der Grabstätten wirklich nicht normal ist und daß es wenig Kränze gibt, daß man sie wahrscheinlich «stiehlt» und daß es nötig wäre, einen Posten aufzustellen – und das in Kaliningrad.“⁷⁸ Ähnliche Kritik hatte wenige Monate zuvor bereits die Gebietsabteilung der Gesellschaft für Denkmalschutz geübt. Sie hatte unter anderem festgestellt, daß sich in Kaliningrad sogar die Denkmäler, an denen die Exkursionen vorbeiführten, und auf denen diese faktisch aufgebaut seien, sich in einem sehr vernachlässigten Zustand befänden: So sei beispielsweise der Bunker, in dem General Otto Lasch die Kapitulation unterzeichnet habe, ein Ort geworden, „wo die Hauswarte ihren Müll hineinwerfen“. Ungeachtet aller Anstrengungen der Exkursionsleiter, falle den Exkursanten daher in erster Linie das gleichgültige Verhalten zu den Geschichtsdenkmälern ins Auge; dies gelte sogar für die „dem sowjetischen Menschen allerheiligsten“ Denkmäler des Großen Vaterländischen Krieges. Auf diese Weise, so schloss der Bericht, führten die Exkursionen an ihrem Ziel vorbei.⁷⁹

Dass die Gedenkstätten für den Krieg bis auf wenige Ausnahmen von der offiziellen Denkmalliste verschwunden waren und die Kaliningrader ein sehr nachlässiges Verhältnis zu ihnen entwickelt hatten, verdeutlicht, dass die offizielle Erinnerungskultur nicht den Bedürfnissen der Neusiedler entsprach, die nicht mehr auf Schritt und Tritt an den Krieg erinnert werden wollten. Da das Stadtzentrum noch bis Mitte der 60er Jahre eine einzige Trümmerwüste war, hatte sich die Phantasie Navalikhins erfüllt, dereinst ganz Kaliningrad in ein Denkmal für den Zweiten Weltkrieg umzugestalten – freilich in einer anderen Form als sich der Chefarchitekt dies vorgestellt hatte: Der Zustand der Stadt erinnerte zu dieser Zeit mehr an die Schrecken des Krieges als an die Früchte des Sieges. Die Zerstörung Königsbergs konnte von den neuen Bewohnern nicht mehr als

⁷⁷ Sokhranit' pamjatniki kul'tury! // Kaliningradskaja Pravda. 1959, 28. Oktober.

⁷⁸ GAKO. F. 297. Op. 8. D. 2039. Brief von G. Markov an die Redaktion von „Krasnaja Zvezda“. Ohne Datum, April 1967. L. 7-9.

⁷⁹ GAKO. F. 615. Kaliningradskoe oblastnoe otdelenie vsrossijskogo obshchestva okhrany pamjatnikov istorii i kul'tury. Op. 1. D. 4. Bericht der Kaliningrader Abteilung der Gesellschaft für Denkmalschutz über die Situation der Denkmäler im Gebiet. Ohne Datum, Ende 1966. L. 21 – 25.

Gründungsmythos des sowjetischen Kaliningrad akzeptiert werden, weil sich der sowjetische Phönix immer noch nicht aus der preußischen Asche erhoben hatte.

Diese Folgen der Neubewertung der Vergangenheit Kaliningrads musste bald den entschiedenen Widerstand von Seiten der Partei hervorrufen. Mitte der 60er Jahre entwickelte sich daher der Streit um die Frage, ob die Ruine des Königsberger Stadtschlusses abgerissen werden sollte, wie es kurz nach Kriegsende entschieden worden war, zu einer offenen Auseinandersetzung um die bisherige Vergangenheitspolitik. Bis zum Ende der 50er Jahre war dieser Abrissbeschluss nie in Zweifel gezogen worden, verkörperte das Schloss in den Augen der Partei doch wie kein anderes Gebäude den preußischen Militarismus. Die *Pravda* hatte das Königsberger Schloss nach der Einnahme der Stadt als einen geradezu mythischen Ort geschildert – es sei „eine Zitadelle aus spitz zulaufendem Stein und von ungeheurem Ausmaß, in sie sind Gänge, Kasematten und Galerien eingelassen, gemeißelt und geschlagen. Sie reichen bis tief unter die Erde.“⁸⁰ Die Vernichtung dieses Bauwerkes wurde daher als Höhepunkt und Vollendung der Austreibung des „preußischen Geistes“ und der Aneignung des Gebietes gesehen.

Hinzu kam erneut der Bezug auf die sowjetische Hauptstadt: So wie in Moskau die den Zarismus verkörpernde Christ-Erlöser-Kathedrale abgetragen worden war, um an ihrer Stelle den gigantischen Palast der Sowjets zu bauen⁸¹, sollte auch in Kaliningrad im Bestreben, die Stadt nach dem Moskauer Vorbild umzuformen, die ehemalige Ordensburg durch ein Haus der Sowjets ersetzt werden. Tatsächlich aber folgte Kaliningrad nur dem Scheitern, das sich in Moskau vollzog: Nachdem dort im Zuge der Entstalinisierung die Pläne für den Palast der Sowjets im Jahre 1957 endgültig zu den Akten gelegt worden waren, gab es auch für Navalikhins Pläne keine Grundlage mehr, da ihnen mit dem Scheitern dieses Moskauer Projektes der zentrale Bezugspunkt abhanden kam.

Während sich die erste Generation von Kaliningrader Architekten im ersten Jahrzehnt nach dem Kriegsende häufig mit Vorschlägen profiliert hatte, die eine radikale Vernichtung aller Zeugnisse deutscher Architektur vorsahen,⁸² entwickelte sich nun die zweite Generation von Planern zu Vorkämpfern des Denkmalschutzes. Insbesondere der seit 1961 amtierende neue Chefarchitekt von Kaliningrad, Vladimir Khodakovskij, plädierte dafür, die Ruine des Schlosses zu erhalten und in ihren Mauern ein Kulturzentrum mit Restaurant und Café zu errichten.⁸³ Aus seinen Beiträgen für die Lokalpresse ist ersichtlich, dass Khodakovskij sein Engagement für den Erhalt des Schlosses und gegen den Bau eines monumentalen Hauses der Sowjets auch als politische Initiative verstand: Die „allgemeine Entfaltung und Vervollkommnung der sozialistischen Demokratie“ lasse so große Verwaltungsgebäude, wie sie in den 50er Jahren geplant worden seien, überflüssig werden.⁸⁴ Auf diese Weise verband sich die Auseinandersetzung um die Zukunft des Schlosses mit den politischen Hoffnungen des poststalinistischen „Tauwetters“ auf eine Liberalisierung des öffentlichen Lebens, denn Khodakovskijs Vorschläge liefen darauf hinaus, die Partei von ihrer bildhaften zentralen Stellung im Stadtkörper zu verdrängen: Anstatt als Ort für

⁸⁰ V. Velichko, Padenie Kenigsberga // *Pravda*. 1945, 13. April.

⁸¹ Karl Schlögel. *Moskau – offene Stadt. Eine europäische Metropole*. Reinbeck, 1992. S. 116 – 131.

⁸² Bert Hoppe. *Auf den Trümmern von Königsberg, Kaliningrad 1946-1970*. München, 2000.

⁸³ V. Chodakovskij, Centr Kaliningrada // *Kaliningradskaja Pravda*. 1961, 20. September.

⁸⁴ V. Chodakovskij, Leninskij Prospekt // *Kaliningradskaja Pravda*. 1963, 17. November.

Aufmärsche und choreografierte Parteiveranstaltungen, sollte im Zentrum der Stadt ein zivilgesellschaftlicher Treffpunkt entstehen.

Khodakovskij konnte sich mit seinem Vorschlag, das Schloß zu erhalten, auf einen breiten Rückhalt in der Bevölkerung stützen: Die Ruine, auf der lange Jahre ein Bildertabu gelastet hatte, war inzwischen zu einer anerkannten Sehenswürdigkeit geworden, vor der sich Abschlußklassen der Kaliningrader Schulen ablichten ließen. Fotos der Ruine fanden sich nun auch im neuen Stadtprospekt⁸⁵ und selbst auf den Seiten der *Kaliningradsckaja Pravda*, in der bis 1961 nie eine Abbildung der Ordensburg abgedruckt worden war.⁸⁶ Zeitgleich erschienen erstmals seit Kriegsende eigenständige Publikationen, in denen sowohl die Vorkriegsgeschichte des Gebietes als auch die Bauten dieser Zeit thematisiert wurden. Neben dem bereits erwähnten Stadtführer von 1959 ist hier vor allem der Reiseführer „Puteshestvujte po Kaliningradskoj oblasti“ aus dem Jahre 1961 zu nennen⁸⁷, in dem auf mehreren Seiten historische Fakten zur Geschichte des Schlosses ausgebreitet wurden, die jahrelang verdrängt worden waren.⁸⁸

Auf diese Weise entglitt den Parteifunktionären in Kaliningrad zunehmend die Kontrolle über die Öffentlichkeit. Der Höhepunkt dieser Entwicklung wurde im März 1964 erreicht, als es Khodakovskij schaffte, eine Konferenz über die Zukunft des Schlosses abzuhalten, auf der Gegner und Befürworter des Abrisses ihre Argumente vortrugen und auf der somit faktisch über die bisherige Vergangenheitspolitik in Kaliningrad diskutiert wurde. Khodakovskij erklärte bei dieser Gelegenheit, der Abriss des Schloss sei möglicherweise in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu rechtfertigen gewesen, doch nun, „fast zwanzig Jahre nach Ende des Krieges, sollte man diese Dinge anders betrachten.“⁸⁹ Dieser Verweis auf den Krieg verdeutlicht, dass es sich bei diesem Streit auch um einen Generationskonflikt handelte: Während sich die viele Übersiedler der ersten Stunde von der deutschen Geschichte Kaliningrads aufgrund ihrer Biographie distanzieren, setzten die Nachgeborenen und Nachzügler die Zeugnisse der Vorkriegsvergangenheit nicht mehr in eine direkte Beziehung zum Krieg. Schon bald nach Kriegsende hatte der Geheimdienst festgestellt, dass es vor allem junge Komsomolzen waren, die sich unbefangen über die deutschen „Sehenswürdigkeiten“ von Kaliningrad begeisterten, die ihrer Meinung durchaus mit denen in Stalingrad vergleichbar seien.⁹⁰ Für die junge Generation waren sie Teil einer gewohnten Umgebung: „Unter gotischen Dächern“ geboren, taten sie ihre „ersten Schritte unter gotischen Gewölben“ und kletterten „als Kinder in den Kellern sämtlicher noch nicht zerstörter Forts und Schlösser der Umgebung“ herum, wie es Vadim Khrappa, ein Dissident aus Kaliningrad, noch 1988 in der Moskauer Samisdat-Zeitschrift „Referendum“ formulierte.⁹¹ Unter der jüngeren Generation entwickelte sich somit ein Lokalpatriotismus, der sich ausgerechnet an den Spuren der deutschen Geschichte festmachte, weil diese ihre Heimat gegenüber den übrigen Regionen der Sowjetunion unverwechselbar machte. Auf genau dieses Gefühl setzte nun Khodakovskij, als er auf der

⁸⁵ Kaliningrad / Sost. I. Malkova. Kaliningrad, 1964. S. 6.

⁸⁶ So zum Beispiel in: *Kaliningradsckaja Pravda*. 1964, 11. Juli.

⁸⁷ È. Kolganova, I. Kolganov, Ju. Ivanov. *Puteshestvujte po Kaliningradskoj oblasti*. Kaliningrad, 1961.

⁸⁸ Dieses Thema diskutiert ausführlicher: Matthes. *Verbotene Erinnerung*. S. 1359-1362.

⁸⁹ *Doklad glavnogo architektoora goroda Kaliningrada tov. Khodakovskij, V. V.*, S. 4.

⁹⁰ Kostjashov. *Izgnanie prusskogo dukha*. S. 63f.

⁹¹ Vladimir Chrappa. *Wir, die Bevölkerung von Königsberg, Offener Brief an die Metropole // Kontinent*. Ost-West-Forum. 1989, No. 3. S. 99 – 101.

Versammlung von 1964 abschließend zu bedenken gab, ob es denn obligatorisch sei, „im Zentrum jeder beliebigen Stadt“ der Sowjetunion ein Haus der Sowjets zu errichten.⁹²

Zudem versuchten Abrissgegner nun, die Partei mit ihren eigenen Waffen zu schlagen: Sie verwiesen nun auf die Fakten, die die Partei in der Nachkriegszeit selbst in Umlauf gesetzt hatte, um zu belegen, dass das Gebiet eigentlich schon immer russisch gewesen sei. Die Hinweise auf den Besuch Peters des Großen im Schloss auf seiner Reise nach Westeuropa, die Jahre Suworovs als Gouverneur von Ostpreußen oder der im Schloss durchgeführte Prozess gegen deutsche Sozialdemokraten, die Lenins Zeitschrift „Iskra“ nach Russland geschmuggelt hatten, wurden nun genutzt, um die Ruine zu einem Teil des eigenen, unantastbaren Erbes zu erklären.⁹³

Freilich zeigte diese Argumentationsweise auch schon die engen Grenzen dieser „alternativen“ Erinnerungskultur an, denn tatsächliche „Alternativen“ wurden in diesem Zusammenhang ja gar nicht angeboten, vielmehr bewegten sich die Gegner des Schlossabrisse schon damals wieder im von der Partei vorgegebenen Rahmen. Der Verweis auf die deutsche Vergangenheit blieb weiterhin nicht gestattet – genauso wenig übrigens, wie eine ungelenkte Erinnerungskultur der Kaliningrader „von unten“. (Erst in den 80er Jahren war es einer Gruppe von jungen Historikern möglich, die ersten Neusiedler nicht nur wie bis dahin üblich über ihre Erlebnisse bei der Erstürmung Königsbergs, sondern beispielsweise auch über ihre Begegnungen mit den Deutschen im Kaliningrad der Nachkriegszeit zu befragen.⁹⁴) Auf diese Weise fand sich zwar die Schlossruine auf den erwähnten Klassenfotos, doch sie blieb weitgehend stumm. Eine paradoxe Situation: Der Anblick des Schlosses war den Kaliningrader mittlerweile vertraut, doch blieb ihre Vergangenheit weiterhin geheimnisumwoben.

Die Verteidiger der Schlossruine hatten letztlich selbst mit ihren Zugeständnissen an die parteioffizielle Erinnerungskultur keinen Erfolg: Zwar stellte sich das Kulturministerium der RSFSR 1964 auf die Seite der Abrissgegner⁹⁵, doch mit dem Sturz von Khrushchev im gleichen Jahr und dem danach folgendem politischen *rollback* endete auch die Zeit, in der ein offener Umgang mit den Zeugnissen der deutschen Vergangenheit toleriert wurde. Als im September 1965 eine zweite Versammlung über das Schicksal der Schlossruine erneut den Erhalt des Gebäudes forderte⁹⁶, beschloss die politische Führung des Gebietes, schnellstmöglichst vollendete Tatsachen zu schaffen. Ende 1965 erwirkte der Kaliningrader Parteichef, Nikolaj Kononov, einen Beschluss Leonid Breschnevs, das Schloss zu sprengen. 1969 wurden die letzten Trümmer der Ruine beseitigt.⁹⁷

4. Die Stadt ohne Vergangenheit

⁹² Doklad glavnogo architekora goroda Kaliningrada tov. Khodakovskij, V. V., S. 9.

⁹³ Siehe zum Beispiel: Sokhranim dlja istorii. Tri pis'ma na odnomu temu // Literaturnaja Gazeta. 1965, 30. Oktober.

⁹⁴ Bezeichnenderweise erschien das schon Anfang der 90er Jahre fertiggestellte Buch erst 1999 – und zwar in deutscher Sprache (Matthes, Russen in Ostpreußen). Die russische „Original“-Ausgabe konnten nach langen Querelen erst drei Jahre später erscheinen: Vostochnaja Prussija glazami sovetskikh pereselencev, Pervye gody Kaliningradskoj oblasti v vospominanijach i dokumentach / Avt. koll. pod ruk. Jurij Kostjashova. Sankt-Peterburg, 2002.

⁹⁵ GAKO. F. 522. Op. 1. Brief des Stellvertretenden Leiters der Verwaltung für Museen und Denkmalschutz des Kulturministeriums der RSFSR, A. Seregin, an das Gorispolkom von Kaliningrad vom 4. August 1964. L. 19-20.

⁹⁶ S. Grin'kov, Glazami zodchich // Kaliningradskaja Pravda. 1965, 21. September. Siehe auch: GAKO. F. 297. Op. 8. D. 1780. Bericht über die September-Versammlung des Vertreters des Kulturministeriums der RSFSR an seinen Dienstherm A. Popov, vom 29. September 1965. L. 5-6.

⁹⁷ Svetlana Suchova, Po zamku – ogon'! // Kafedral'nyj sobor. 1990, No 3. S. 41 – 51.

Die Unnachgiebigkeit der kommunistischen Machthaber in der Schlossfrage erklärt sich zum einen daraus, dass sie ihr Deutungsmonopol gefährdet sahen und erkannten, dass jedes Nachgeben in der Schlossfrage den Führungsanspruch der Partei in Frage gestellt hätte: Das Schloss wäre beinahe zum Symbol für eine regionale Erinnerungskultur geworden, die sich von der sowjetischen Standardkultur durch ihre Öffnung in die nicht-sowjetische und nicht-russische Vergangenheit abgesetzt hätte. Darauf reagierte die Partei, als sie 1966 mit einem neuen Entwurf für ein Haus der Sowjets an die Öffentlichkeit trat: An der Stelle des Schlosses sollte ein Zwilling des Hauses der Sowjets in der sibirischen Stadt Perm' entstehen.⁹⁸ Dieses Gebäude hätte in dieser Form tatsächlich in „jeder beliebigen Stadt“ der Sowjetunion stehen können – und das war wohl auch der Sinn dieser Veröffentlichung. Anstelle des Schlosses wurde dann zwar ein anderer Entwurf verwirklicht, doch zeichnete sich auch dieses Gebäude dadurch aus, dass es möglichst keinen Ortsbezug haben sollte. Vielmehr kehrte man zu Moskaufixierung der frühen Nachkriegsjahre zurück: Die Tribüne, die vor den Eingang des neuen Hauses der Sowjets gewuchtet wurde, von der aus die Parteiführung des Gebietes an Festtagen die Paraden abnehmen sollte, stellt eine Kopie des Leninmausoleums dar.

In der Breschnev-Ära wurde die deutsche Vergangenheit erneut komplett ausgeblendet – und mit ihr gleich auch die Anknüpfungspunkte an die „russischen Abschnitte“ der Geschichte Ostpreußens. So wanderte beispielsweise das Denkmal A. V. Suworovs, das auf einem Platz vor der Schlossruine errichtet worden war, nach deren Sprengung zunächst für ein Jahrzehnt in ein Depot, bevor es auf einen weit abgelegenen Platz am Stadtrand neu aufgestellt wurde: Eine weitere Präsentation am ursprünglichen Ort wäre eine ständige Erinnerung an die gesprengte Ruine gewesen. Der Reiseführer von 1961, in dem die Geschichte des Schlosses recht ausführlich geschildert worden war, verschwand nach 1966 aus den Bibliotheken des Gebietes; ein neuer Stadtführer aus dem Jahre 1967, in dem zwar nichts mehr vom Schloss stand, der dafür aber die Geschichte des mittelalterlichen Domes im Stadtzentrum und das daran angebaute Kant-Mausoleum behandelte, gelangte gar nicht erst in den Verkauf.⁹⁹

Der Versuch, eine ideologisch konforme Vergangenheit zu schaffen, wurde nun allerdings ebenfalls praktisch aufgegeben – offensichtlich war den Kaliningrader Parteifunktionären aufgrund ihrer schlechten Erfahrungen nun jeglicher geschichtlicher Bezug suspekt. Paradoxiertweise betraf dies schließlich selbst die sowjetische Geschichte des Gebietes: Bald waren so viele Aspekte der Nachkriegs-Vergangenheit von der Partei mit einem Tabu belegt worden, dass es – wie eine russische Historikerin nach 1991 feststellte – einfacher war, die wenigen Themen aufzuzählen, über die geforscht werden durfte, als die lange Liste der Bereiche aufzuzählen, deren Erforschung verboten war.¹⁰⁰ Als 1984 das erste (!) regionalgeschichtliche Lehrbuch erschien, erhielt der Band den unauffälligen Titel „Geschichte des Gebietes (1945 – 1950)“. Der ursprünglich geplante Titel „Geschichte des Kaliningrader Gebietes“ war auf Anweisung der Zensurbehörde *Glavlit* ersetzt worden, um nicht zu viel Aufmerksamkeit auf dieses Thema zu lenken.¹⁰¹ Die Erinnerung an die Erstürmung Königsbergs im April 1945 blieb in den Jahren bis 1991 weiterhin der alles dominierende Fixpunkt der offiziellen sowjetischen Vergangenheitspolitik, was sich schon daran

⁹⁸ Takim budet centr Kaliningrada // Kaliningradskaja Pravda. 1966, 28. Dezember.

⁹⁹ Matthes. S. 1362f.

¹⁰⁰ Svetlana Galcova. Die Geschichte des Kaliningrader Gebietes in der sowjetischen Forschung // Nord-Ost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte. 1993, Bd. 3. S. 495 – 506, hier: S. 496.

¹⁰¹ Über die Geschichtspolitik in Verbindung mit der Entstehung eines regionalen Bewusstseins der neuen Bevölkerung des Kaliningrader Gebietes siehe: Matthes. Verbotene Erinnerung.

zeigt, dass die Mehrzahl der nach 1970 errichteten Gedenkstätten dem Zweiten Weltkrieg gewidmet wurden.

Die Eingliederung der fremden Stadtlandschaft Königsbergs in die Kaliningrader Erinnerungslanschaft durchlief auf diese Weise im Laufe der Jahre verschiedene Stadien: Der Verdammung des deutschen Königsbergs und seiner materiellen Zeugnisse folgte die weitgehende Verdrängung der Vorkriegsgeschichte und der Versuch, der Stadt mit architektonischen Mitteln eine virtuelle, russisch-sowjetische Vergangenheit und somit einen neuen sowjetischen Erinnerungsort Kaliningrad zu schaffen. Im Zentrum stand dabei die Eroberung der Stadt durch die Rote Armee im April 1945. Dieses Ereignis fungierte als Gründungsmythos von Kaliningrad, der durch zahlreiche Gedenkstätten im Stadtbild präsent gehalten werden. Die Kriegsgedenkstätten markieren allerdings auch das Scheitern des Versuches, mit architektonischen Mitteln einen sowjetischen Erinnerungsort Kaliningrad zu schaffen. Nachdem schon die ursprünglichen Pläne gescheitert werden, Kaliningrad als verkleinerte Kopie Moskau wiederaufzubauen, sollten wenigstens die zahlreichen Denkmäler die Sichtweise der Einwohner ihre Stadt lenken und beeinflussen. Aufgrund des schleppenden Wiederaufbaus wurde der Vorkriegszustand Königsbergs jedoch zunehmend zu einer Art retrospektiver Verheißung: Der deutsche Erinnerungsort Königsberg stand für das, was der sowjetische Erinnerungsort Kaliningrad nicht einlösen konnte. Da zudem die nachwachsende Generation das Fremdheitsgefühl der ersten Neusiedler gegenüber der Region nicht mehr verspürte, ließen sich unter den Bedingungen der politischen Liberalisierung in der Sowjetunion seit Ende der 50er Jahre Ansätze einer Neubewertung der deutschen Geschichte der Stadt beobachten. Sie wurde von den neuen Einwohner nun zunehmend als Teil ihres eigenen Erbes wahrgenommen und verteidigt. Mit dem Ende der Khrushchev-Ära endete allerdings diese Möglichkeit, solche alternativen Sichtweise öffentlich zu äussern. Die Diskussion um den Erhalt der Schlossruine stellt somit zugleich den Höhe- und Wendepunkt dieser Entwicklung dar, die schließlich wieder in der Ausblendung des Erinnerungsortes Königsberg endete.

Kaliningrad blieb bis 1991 aufgrund der weitgehenden Tabuisierung ihrer Vor- und Nachkriegsgeschichte eine Stadt ohne Vergangenheit. Ihre Einwohner mussten sich nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion selbst das Wissen um die regionale sowjetische Nachkriegsgeschichte erst mühsam aneignen. Strenggenommen existierte in diesen zwanzig Jahren also weder der Erinnerungsort Königsberg noch der Erinnerungsort Kaliningrad. Lediglich im Rahmen des Kantgedenkens war es seit Mitte der 70er Jahre einem kleinen Kreis von Enthusiasten, die an der Kaliningrader Universität ein kleines Kantmuseums gegründet hatten, möglich, im begrenzten Umfange eine Brücke in die Vorkriegsgeschichte der Stadt zu schlagen, da der deutsche Philosoph kurzerhand zu einem Grundstein des Marxismus-Leninismus erklärt wurde.

Nach einer kurzen Phase der Euphorie nach der Öffnung des Gebietes im Jahre 1991, die dazu führte, dass sich seine Bewohner nun sowohl offen mit der Vorkriegs- wie auch der Nachkriegsgeschichte ihrer Region beschäftigen konnten, machten sich bald die Folgen der durch den Zerfall der Sowjetunion erneut entstehenden Unsicherheit über die Zukunft des Gebietes bemerkbar. Es ist eine bittere Ironie der Geschichte, dass sich das Kaliningrader Gebiet seit 1991 in einer Lage befindet, die auf frappierende Weise an die Situation Ostpreußens in der Zwischenkriegszeit erinnert: Wie nach 1919 ist die Region auch heute wieder durch einen „Korridor“ vom Kernland abgetrennt, verkehren zwischen Provinz und Hauptstadt Transitzüge

über fremdes Territorium und bestanden eine Zeit lang Sorgen um die Dauerhaftigkeit der Grenzen.¹⁰²

Dass der prekäre Konflikt um die Vergangenheit der ehemaligen Hauptstadt Ostpreußens und ihre Erinnerungsorte noch längst nicht ausgestanden ist, zeigte zuletzt der Streit um die für 2005 geplante 750-Jahrfeier von Königsberg: Es gebe keinen Grund, so war im März 2003 aus der Präsidentenadministration in Moskau zu hören, das Jubiläum einer „nicht existierenden deutschen Stadt“ zu feiern. Erst November rang sich Vladimir Putin dazu durch, sowohl das 750-jährige Jubiläum der Stadt Königsberg im Jahre 2005, als auch das 60-jährige Jubiläum der Gründung des Kaliningrader Gebietes im Jahre 2006 feiern zu lassen.¹⁰³ Dies ließe sich als ein pluralistischer Umgang mit der Geschichte der Region werten, würde um diese Vergangenheit nicht wieder so erbittert gerungen – noch immer ist Königsberg/Kaliningrad eine Stadt mit zwei zuweilen scharf von einander getrennten Vergangenheiten. Im heutigen Kaliningrad lässt sich an den gegenwärtigen Bauprojekten in der Stadt beobachten, dass es erneut eine Konkurrenz der Erinnerungsorte gibt: Während auf der Kneiphof-Insel im Stadtzentrum gegenüber der Bauruine des Hauses der Sowjets der Wiederaufbau des Domes seiner Vollendung entgegenschreitet, wird neben dem Nordbahnhof, den Navalikhin einst mit einem Kremlturm ergänzen wollte, eine Kopie der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale errichtet.

Abstract:

In dem Aufsatz werden die Versuche der kommunistischen Machthaber geschildert, nach 1945 im ehemals deutschen Königsberg nicht nur eine neue Bevölkerung anzusiedeln, sondern der Stadt auch mit architektonischen Mitteln eine neue Vergangenheit zu verpassen: Um die Eingliederung der Stadt in die Sowjetunion zu beschleunigen, sollte ein sowjetischer Erinnerungsort Kaliningrad geschaffen werden. Die Erstürmung Königsbergs durch die Rote Armee im April 1945 wurde in diesem Zusammenhang als Gründungsmythos der „neuen“ Stadt stilisiert. Der schleppende Wiederaufbau ließ diese Pläne scheitern, da sich der ursprünglich negativ konnotierte Erinnerungsort Königsberg im Laufe der Jahre für die Neusiedler zu einer Art retrospektiven Verheißung wandelte.

¹⁰² Bert Hoppe. Angst vor dem Korridor. Die Sorgen der Kaliningrader von heute und die Sorgen der Königsberger von einst // Berliner Zeitung. 2002, 9. November.

¹⁰³ Vlad Rzhetskij. Proshchaj Kaliningrad? // Kaliningradsckaja Pravda. 2003, 18. November